Zwischen Oliven und Blut

Ein Toskana-Krimi



Danilo Sieren

Zwischen Oliven und Blut

Eine verbotene Liebe in der Toskana

DANILO SIEREN

»Unter der toskanischen Sonne
wachsen die tiefsten Geheimnisse.«

Inhaltsverzeichnis

01 Die Rückkehr 4
02 Schatten der Vergangenheit 12
03 Erste Begegnung 20
04 Verbotene Sehnsucht 30
05 Die Familienfehde 39
06 Heimliche Treffen 47
07 Der Zwangsverlobte 53
08 Entdeckung 60
09 Der Sturm bricht los 66
10 Familie vs. Liebe 73
11 Das verlorene Tagebuch 79
12 Nächtliche Ermittlungen 85
13 Gefahr und Hoffnung 91
14 Fünf Jahre nach der Hochzeit 98
15 Der Brief im Stein 104
16 Die Schatten der Glocke 111
17 Worte, die nie gesprochen wurden 120
18 Fäden der Vergangenheit 129
19 Die Beichte 137
20 Die Nacht der Wahrheit 145
21 Die Kapelle erwacht 153
22 Die Entscheidung 159
23 Das Schweigen der Väter 164
24 Spiegel der Schuld 172
25 Die Rückkehr 186
26 Wenn die Schatten flüstern 193
27 Die vergilbte Seite 201
28 Die Stimme der Vergangenheit 217
29 Zwischen den Zeilen 225
30 Die Reise nach San Vito 234
31 Rosa schweigt 244
32 Giovanni bricht auf 252
33 Das Haus am Fluss 260
34 Don Matteo erinnert sich 268
35 Die Wahrheit im Archiv 276
36 Der letzte Brief 284
37 Die Entscheidung 291
38 Der Tag der Beichte 299
39 Die neue Geschichte 308
40 Das Grab unter den Zypressen 316

41 Die verschwundene Frau 321
42 Die Sakristei 328
43 Die Jahre in Neapel 337
44 Die verbotene Liebe 344
45 Die Rückkehr 351
46 Das Schweigen der Kirche 359
47 Die Tochter, die nichts wusste 366
48 Marco liest 375
49 Die Wahrheit im Schatten 384
50 Die Entscheidung 390
51 Der Tag der Erinnerung 397
52 Die Zypresse bleibt 404
53 Der letzte Sommer 413
54 Das Testament 423
55 Die Schuld der Lebenden 433
56 Die Stimme des Priesters 440
57 Der Brief an Marco 448
58 Die Nacht der Oliven 458
59 Das Fest der Schatten 468
60 Die Entscheidung 479
61 Die Reise nach Rom 489
62 Die Rückkehr 499
63 Die letzte Beichte 505
64 Der Tag der Wahrheit 511
65 Epilog: Wenn die Oliven schweigen 518
66 Impressum 522

Kapitel 1

Die Rückkehr

Das goldene Licht der toskanischen Morgensonne brach sich in den Tautropfen, die wie winzige Diamanten auf den silbrig-grünen Olivenblättern ruhten. Lucia Bellini atmete tief ein und spürte, wie sich ihre Lungen mit der warmen, nach Lavendel und wildem Rosmarin duftenden Luft füllten. Drei Jahre war sie fort gewesen – drei Jahre in Rom, zwischen staubigen Bibliotheken und antiken Steinen, zwischen Vorlesungen und Prüfungen, zwischen dem Lärm der Großstadt und der Sehnsucht nach dieser Stille.

Jetzt stand sie wieder hier, auf der Veranda des Familienanwesens, und fühlte sich wie eine Fremde in ihrer eigenen Heimat.

Das Dorf San Vito lag vor ihr ausgebreitet wie ein Gemälde aus vergangenen Zeiten. Die honigfarbenen Steinhäuser schmiegten sich an den sanften Hang, ihre roten Ziegeldächer leuchteten im Morgenlicht wie glühende Kohlen. Schmale, gepflasterte Gassen schlängelten sich zwischen den Häusern hindurch, gesäumt von Oleanderbüschen und wildem Jasmin, dessen süßer Duft die warme Luft erfüllte. In der Ferne erhob sich die barocke Silhouette der Kirche Santa Maria della Vittoria, deren Glockenturm wie ein steinerner Wächter über dem Dorf aufragte.

Doch zwischen den Olivenhainen der Familie Bellini und den terrassierten Hängen, wo andere Familien ihre Träume in die fruchtbare Erde gepflanzt hatten, lag ein unsichtbarer Graben. Ein Graben, der tiefer war als alle Wurzeln, die in diesem Boden wuchsen, und älter als die ältesten Olivenbäume, die seit Jahrhunderten hier standen.

»Lucia, mia cara, kommst du zum Frühstück?«

Die warme Stimme ihrer Großmutter Rosa unterbrach ihre Gedanken. Lucia wandte sich um und sah die kleine, rundliche Frau in der Tür stehen, die Hände voller Mehl von der morgendlichen Backstunde. Nonna Rosa war wie ein Fels in der Brandung der Familie – immer da, immer liebevoll, immer mit einem Lächeln, das die Sorgenfalten in ihrem wettergegerbten Gesicht verschwinden ließ.

»Ich komme gleich, Nonna«, antwortete Lucia und warf einen letzten Blick über das Tal. Irgendwo dort drüben, hinter den Zypressen und Pinien, lag das Land der Morettis. Allein der Gedanke an diesen

Namen ließ sie frösteln, obwohl die Sonne bereits warm auf ihre Haut schien.

Die Küche erfüllte der Duft von frisch gebackenem Brot und starkem Espresso. An dem großen, rustikalen Holztisch, der schon Generationen von Bellinis Halt gegeben hatte, saß ihr Vater Giuseppe und studierte mit gerunzelter Stirn die lokale Zeitung. Sein ergrautes Haar war bereits akkurat nach hinten gekämmt, obwohl der Tag gerade erst begonnen hatte, und seine dunklen Augen – die gleichen, die Lucia geerbt hatte – blickten ernst und nachdenklich.

»Buongiorno, Papa«, sagte Lucia leise und küsste ihn auf beide Wangen, wie es die Tradition verlangte.

Giuseppe blickte auf und sein Gesicht erhellte sich bei ihrem Anblick. »Mia bella figlia«, murmelte er und strich ihr sanft über die Wange. »Wie schön es ist, dich wieder zu Hause zu haben. Rom hat dir gutgetan – du siehst aus wie eine richtige Signora.«

Lucia lächelte, doch sie ahnte bereits, was kommen würde. Sie kannte ihren Vater zu gut, um nicht die Spannung in seinen Schultern zu bemerken, das leichte Zucken um seine Augen, das immer dann auftrat, wenn er schwierige Gespräche führen musste.

Nonna Rosa stellte einen dampfenden Teller mit Cornetti vor sie hin, die noch warm waren und nach Butter und süßer Marmelade dufteten. »Iss, bambina«, sagte sie liebevoll. »Du bist viel zu dünn geworden in dieser großen Stadt.«

»Nonna, ich bin fünfundzwanzig, keine bambina mehr«, protestierte Lucia lachend, aber sie biss trotzdem dankbar in das fluffige Gebäck. Der Geschmack von Kindheit und Sicherheit explodierte auf ihrer Zunge – die gleiche Marmelade aus den eigenen Feigen, die Rosa jeden Sommer kochte, die gleiche Art, die Cornetti zu formen, die ihre Urgroßmutter schon beherrscht hatte.

»Für mich wirst du immer meine kleine Lucia bleiben«, entgegnete Rosa mit einem liebevollen Lächeln und setzte sich neben sie. »Erzähl uns von Rom. Von deinen Studien. Warst du glücklich dort?«

Lucia zögerte einen Moment. War sie glücklich gewesen? Rom hatte ihr die Freiheit geschenkt, die sie sich immer gewünscht hatte – die Freiheit zu denken, zu träumen, zu werden, wer sie sein wollte, ohne die Last der Familiengeschichte auf ihren Schultern. Sie hatte antike Kulturen studiert, in staubigen Archiven nach vergessenen Geschichten gesucht, hatte Freunde aus aller Welt gefunden und war zum ersten Mal in ihrem Leben einfach nur Lucia gewesen – nicht

die Tochter des Giuseppe Bellini, nicht die Erbin eines jahrhundertealten Weinguts, nicht das Mädchen, das die Ehre der Familie zu wahren hatte.

»Es war … aufregend«, sagte sie schließlich. »Die Universität, die Menschen, all das Wissen. Ich habe so viel gelernt, nicht nur über Geschichte, sondern auch über mich selbst.«

Giuseppe räusperte sich und faltete die Zeitung zusammen. Das Geräusch hallte in der plötzlichen Stille der Küche wider wie fernes Donnergrollen.

»Das ist schön zu hören, cara mia«, sagte er, aber seine Stimme klang angespannt. »Bildung ist wichtig für eine Frau. Aber jetzt bist du wieder zu Hause, und es ist Zeit, über deine Zukunft zu sprechen. Über unsere Zukunft.«

Lucia spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Das war es also. Der Grund, warum ihr Vater sie so dringlich nach Hause gebeten hatte, warum seine Briefe in den letzten Monaten immer häufiger und nachdrücklicher geworden waren.

»Papa«, begann sie vorsichtig, »ich dachte, wir hätten darüber schon gesprochen. Ich möchte meine Doktorarbeit schreiben, vielleicht sogar als Archäologin arbeiten. Es gibt so viele antike Stätten in Italien, die noch nicht vollständig erforscht sind …«

»Lucia.« Giuseppes Stimme war sanft, aber bestimmt. »Du bist eine Bellini. Unser Name, unser Erbe, unsere Tradition – das alles ruht auf deinen Schultern. Du bist meine einzige Tochter, mia cara. Wer soll das alles weiterführen, wenn nicht du?«

»Aber Papa, die Zeiten haben sich geändert. Frauen können mehr sein als nur …«

»Mehr als was? Mehr als die Hüterin eines Erbes, das Jahrhunderte alt ist? Mehr als die Mutter der nächsten Generation?« Giuseppes Augen blitzten auf, aber nicht vor Zorn, sondern vor Leidenschaft. »Lucia, ich spreche nicht davon, dich in ein Gefängnis zu sperren. Ich spreche davon, dir die Krone zu geben, die dir von Geburt an zusteht.«

Nonna Rosa legte ihre faltige Hand auf Lucias Arm. »Bambina«, sagte sie leise, »hör ihm zu. Es geht um mehr als nur um Tradition.«

Giuseppe stand auf und trat ans Fenster, von wo aus man über die Weinberge bis hin zu den fernen Hügeln blicken konnte. »Kennst du die Familie Conti aus Florenz?«, fragte er, ohne sich umzudrehen.

Lucia schüttelte den Kopf, obwohl sie eine dunkle Vorahnung beschlich.

»Alessandro Conti ist ein guter Mann«, fuhr Giuseppe fort. »Intelligent, gebildet, aus einer angesehenen Familie. Sein Vater besitzt einige der besten Weinberge in der Toskana. Alessandro selbst hat in Paris Weinbau studiert und bringt moderne Methoden mit traditionellen Werten in Einklang.«

Die Worte trafen Lucia wie Schläge. »Papa, nein. Bitte sag mir nicht, dass du …«

»Ich habe ihn eingeladen, uns in den nächsten Tagen zu besuchen«, sagte Giuseppe und drehte sich zu ihr um. Sein Gesicht war eine Maske aus Entschlossenheit und väterlicher Sorge. »Es ist nur ein Besuch, Lucia. Lern ihn kennen. Gib ihm eine Chance.«

»Eine Chance wozu? Mich zu heiraten?« Lucia sprang auf, ihr Stuhl schrappte laut über die Steinfliesen. »Papa, das ist das 21. Jahrhundert! Du kannst nicht einfach meine Zukunft planen, als wäre ich eine Schachfigur!«

»Ich plane nicht deine Zukunft«, erwiderte Giuseppe ruhig. »Ich sichere sie ab. Lucia, die Welt da draußen ist hart und unberechenbar. Hier, in San Vito, bei uns, bist du sicher. Du wirst geliebt und beschützt, und unsere Familie wird weiterbestehen.«

»Und was ist mit dem, was ich will? Mit meinen Träumen?«

Giuseppe seufzte tief und sah plötzlich älter aus, als er war. Die Linien in seinem Gesicht wirkten tiefer, seine Schultern sanken herab. »Träume sind schön, mia cara. Aber das Leben … das Leben erfordert manchmal Opfer.«

Lucia spürte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Nicht vor Wut, sondern vor Enttäuschung. Sie hatte gehofft, dass ihr Vater sie verstehen würde, dass er sehen würde, wie sehr sie sich in den drei Jahren in Rom verändert hatte. Stattdessen fand sie sich in den gleichen Ketten wieder, die sie als junges Mädchen bereits gespürt hatte.

»Und wenn ich nein sage?«, flüsterte sie.

Giuseppe trat zu ihr und nahm ihre Hände in seine. Sie waren groß und rau von der langen Arbeit auf dem Land. »Dann hoffe ich, dass du es dir noch einmal überlegst. Alessandro ist ein guter Mann, Lucia. Und diese Familie …« Er machte eine Pause und sein Blick verdüsterte sich. »Diese Familie braucht Stabilität. Wir haben Feinde, cara mia. Feinde, die nur darauf warten, dass wir schwach werden.«

Bei dem Wort »Feinde« fiel ein Schatten über sein Gesicht, und Lucia wusste instinktiv, von wem er sprach. Die Morettis. Immer kehrte alles zu ihnen zurück, zu diesem alten Hass, der wie ein Gift durch die Adern des Dorfes floss.

»Was ist damals wirklich passiert, Papa?«, fragte sie leise. »Mit den Morettis. Mit … mit Antonio.«

Giuseppe ließ ihre Hände los, als hätte er sich verbrannt. Sein Gesicht wurde zu einer undurchdringlichen Maske. »Das gehört der Vergangenheit an, Lucia. Und dort soll es auch bleiben.«

»Aber Papa …«

»Genug!« Seine Stimme war scharf wie ein Peitschenhieb, aber sofort wurde sie wieder weicher. »Es tut mir leid, cara mia. Aber über manche Dinge spricht man nicht. Punkt.«

Nonna Rosa erhob sich langsam von ihrem Stuhl, ihre Gelenke knackten leise. »Lucia, bambina«, sagte sie sanft, »komm mit mir in den Garten. Die Rosen müssen geschnitten werden, und du hast es schon immer geliebt, mir dabei zu helfen.«

Lucia folgte ihrer Großmutter nach draußen, dankbar für die Flucht aus der angespannten Atmosphäre der Küche. Der Garten war eine Oase der Ruhe – ein sorgfältig gepflegtes Paradies aus Rosenbeeten, Lavendelbüschen und einem alten Feigenbaum, unter dem sie als Kind unzählige Stunden verbracht hatte.

»Nonna«, sagte Lucia, während sie Rosa dabei half, die verwelkten Blüten von einem Rosenstock zu entfernen, »kennst du die Wahrheit? Über damals?«

Rosa hielt in ihrer Arbeit inne und blickte über die Gartenmauer hinweg, dorthin, wo in der Ferne die Hügel lagen, auf denen die Moretti-Familie ihr Land hatte. »Die Wahrheit, bambina, ist wie diese Rosen. Sie hat viele Schichten, und manchmal sind die äußeren Blütenblätter verwelkt und hässlich, aber darunter schlägt noch immer ein schönes Herz.«

»Das ist keine Antwort.«

Rosa lächelte traurig. »Es ist die einzige Antwort, die ich dir geben kann, mia cara. Manche Wunden sind zu tief, um sie wieder aufzureißen. Aber ich will dir eines sagen – lass dich nicht von der Vergangenheit gefangen nehmen. Du hast ein Recht auf dein eigenes Leben, auf deine eigenen Entscheidungen.«

»Aber Papa …«

»Dein Papa liebt dich mehr als sein eigenes Leben«, unterbrach Rosa sie sanft. »Manchmal drückt sich Liebe in Sorge aus, und Sorge macht uns blind für das, was wirklich richtig ist. Gib ihm Zeit, Lucia. Und gib dir selbst auch Zeit.«

Sie arbeiteten eine Weile schweigend weiter, umgeben von dem süßen Duft der Rosen und dem leisen Summen der Bienen, die von Blüte zu Blüte tanzten. Die Sonne kletterte höher am Himmel und verwandelte die Landschaft in ein Meer aus Gold und Grün. In der Ferne läuteten die Glocken von Santa Maria zur Mittagsstunde, ein melodischer Klang, der über das ganze Tal hallte.

»Lucia«, sagte Rosa schließlich, »heute Abend ist Markt im Dorf. Warum gehst du nicht hin? Es wird dir guttun, wieder unter Menschen zu sein, und vielleicht triffst du auch ein paar alte Freunde.«

Lucia nickte. Die Aussicht, dem Haus zu entkommen und die Menschen wiederzusehen, mit denen sie aufgewachsen war, schien ihr plötzlich wie ein Rettungsanker. »Das ist eine gute Idee, Nonna.«

»Aber sei vorsichtig«, fügte Rosa hinzu, und in ihrer Stimme schwang eine Warnung mit, die Lucia nicht ganz verstand. »San Vito mag ein kleines Dorf sein, aber es hat große Geheimnisse. Und manchmal ist es besser, schlafende Hunde nicht zu wecken.«

Als der Abend kam und die ersten Sterne am dunkelblauen Himmel erwachten, machte sich Lucia auf den Weg ins Dorf. Sie hatte sich für ein einfaches blaues Kleid entschieden, das ihre dunklen Augen betonte, und ihre langen, schwarzen Haare zu einem lockeren Knoten hochgesteckt. Ein paar Strähnen umrahmten ihr Gesicht und verliehen ihr eine natürliche Eleganz, die sie selbst kaum bemerkte.

Der Marktplatz von San Vito war erfüllt von Leben und Lachen. Bunte Lichter waren zwischen den Bäumen gespannt, und die Luft duftete nach gegrilltem Fleisch, frischen Tomaten und warmem Brot. Die Dorfbewohner flanierten zwischen den Ständen, kauften ein, plauderten und genossen die laue Abendluft.

»Lucia! Madonna mia, bist du das wirklich?«

Eine vertraute Stimme ließ sie herumfahren. Maria Santangelo, ihre beste Freundin aus Kindertagen, kam auf sie zugelaufen, die Arme weit ausgebreitet. Sie hatte sich kaum verändert – noch immer die gleichen lebhaften braunen Augen, das gleiche herzliche Lachen, nur ihre Figur war etwas fülliger geworden.

»Maria!« Lucia fiel ihr um den Hals, und für einen Moment fühlte sie sich wieder wie das Mädchen, das sie einmal gewesen war. »Wie schön, dich zu sehen!«

»Drei Jahre!«, rief Maria und hielt sie auf Armeslänge, um sie zu betrachten. »Drei Jahre, und nicht ein einziger Besuch! Du siehst fantastisch aus, cara. Rom hat dir wirklich gutgetan.«

Sie verbrachten die nächste Stunde damit, sich über alles zu unterhalten – über Marias Hochzeit mit dem Bäcker des Dorfes, über ihre zwei kleinen Kinder, über Lucias Leben in Rom. Doch als das Gespräch sich den lokalen Neuigkeiten zuwandte, bemerkte Lucia eine seltsame Spannung in Marias Verhalten.

»Maria«, sagte sie schließlich, »ist alles in Ordnung? Du wirkst so … angespannt.«

Maria blickte nervös um sich, als würde sie befürchten, belauscht zu werden. »Lucia«, flüsterte sie dann, »es gibt Dinge, die sich verändert haben, seit du weg warst. Dinge, über die wir nicht sprechen sollten.«

»Was für Dinge?«

»Die … die Situation zwischen den Familien ist noch schlimmer geworden. Dein Vater und Salvatore Moretti sprechen kein Wort miteinander, nicht einmal im Notfall. Und Marco …«

»Marco?«

»Marco Moretti. Antonios Neffe. Er ist aus Amerika zurückgekommen, vor etwa einem Jahr. Er leitet jetzt die Olivenölproduktion der Familie.« Maria senkte die Stimme noch weiter. »Sie sagen, er ist noch zorniger als sein Vater, was die ganze Geschichte angeht. Und er ist …« Sie stockte.

»Er ist was?«

»Nun, er ist … sehr attraktiv geworden. Aber Lucia, tu dir selbst einen Gefallen und halte dich von ihm fern. Die Morettis sind Gift für unsere Familie. Das weißt du.«

Lucia nickte mechanisch, aber ihre Gedanken überschlugen sich. Sie hatte von Marco gehört – er war nur ein Jahr älter als sie und war als Teenager nach Amerika geschickt worden, um dort zur Schule zu gehen. Warum war er zurückgekommen? Und warum warnte Maria sie so eindringlich vor ihm?

»Lucia«, sagte Maria und griff nach ihrer Hand, »versprich mir, dass du vorsichtig sein wirst. Diese alte Fehde … sie hat schon zu viel Schmerz verursacht. Lass dich da nicht hineinziehen.«

»Ich verspreche es«, murmelte Lucia, aber ihre Worte klangen hohl, selbst in ihren eigenen Ohren.

Als sie später an diesem Abend durch die stillen Gassen des Dorfes nach Hause wanderte, konnte sie Marias Worte nicht aus ihrem Kopf bekommen. Marco Moretti. Der Name hallte in ihr nach wie ein Ruf in einer leeren Kirche. Sie erinnerte sich vage an einen groß gewachsenen Jungen mit dunklen Augen und einem trotzigen Lächeln, der manchmal durch die Straßen von San Vito gelaufen war, immer allein, immer mit diesem Schatten des Verbotenen um sich.

Die Nacht war mild und sternenklar, und als sie den Hügel zu ihrem Elternhaus hinaufstieg, blieb sie einen Moment stehen und blickte zurück auf das Dorf. Von hier oben sah San Vito aus wie ein Bild aus einem Märchen – die warmen Lichter in den Fenstern, die Silhouette der Kirche gegen den Nachthimmel, die Olivenhaine, die sich wie ein silbernes Meer bis zum Horizont erstreckten.

Irgendwo dort draußen, in der Dunkelheit, lag das Land der Morettis. Und irgendwo dort war Marco.

Lucia schüttelte den Kopf, als wollte sie diese Gedanken vertreiben. Was spielte es für eine Rolle? Sie würde Alessandro Conti kennenlernen, wie ihr Vater es wollte. Sie würde eine vernünftige Entscheidung treffen, eine Entscheidung, die ihrer Familie und ihrer Zukunft zugutekam.

Aber als sie in ihr Zimmer trat und an das Fenster trat, das nach Norden zu den Hügeln der Morettis hinausging, spürte sie ein seltsames Ziehen in ihrem Herzen. Als wollte das Schicksal sie irgendwohin lenken, ohne ihr zu verraten, wohin.

In der Ferne heulte ein Hund, ein einsamer, melancholischer Klang, der durch die Nacht hallte. Lucia fröstelte, obwohl die Luft warm war, und zog die Vorhänge zu.

Morgen würde ein neuer Tag sein. Ein Tag, der ihr Leben für immer verändern würde, auch wenn sie es noch nicht wusste.

Das Schicksal hatte bereits begonnen, seine Fäden zu spinnen.

Kapitel 2

Schatten der Vergangenheit

Die ersten Strahlen der Morgensonne brachen durch die dichten Äste der jahrhundertealten Olivenbäume und malten ein Mosaik aus Licht und Schatten auf die rote Erde. Marco Moretti stand zwischen den knorrigen Stämmen, die Hände voller Erde, und spürte die vertraute Verbindung zu diesem Land, die so tief reichte wie die Wurzeln der Bäume um ihn herum.

Acht Jahre hatte er in Kalifornien verbracht. Mit achtzehn war er aufgebrochen, um Landwirtschaft und moderne Olivenölproduktion zu studieren. Dort hatte er gelernt, Tradition mit neuen Methoden zu verbinden. Und eine Weile hatte er gehofft, auch dem Schatten seiner Familiengeschichte zu entkommen. Doch das Land hatte ihn zurückgerufen. Seit knapp einem Jahr war er wieder in San Vito.

Er bückte sich und ließ eine Handvoll der reichen, dunklen Erde durch seine Finger rieseln. Seine Hände waren kräftig und von der Arbeit gezeichnet, die Fingernägel dunkel von der Erde, die sich unter ihnen gesammelt hatte. Das waren nicht die Hände eines Mannes, der acht Jahre in amerikanischen Vorlesungssälen verbracht hatte, sondern die Hände seines Großvaters, seines Vaters, aller Moretti-Männer vor ihm – Hände, die das Land liebten. Und das Land liebte sie zurück.

»Marco!«

Die Stimme seines Vaters Salvatore hallte durch die Olivenhaine. Marco richtete sich auf, wischte seine Hände an der Arbeitskleidung ab und wandte sich in Richtung des Familienanwesens. Salvatore Moretti stand am Rand des Hains, eine imposante Gestalt gegen den Morgenhimmel. Obwohl er bereits Mitte fünfzig war, strahlte er noch immer die Kraft und Entschlossenheit aus, die ihn zum respektierten Familienoberhaupt gemacht hatte. Sein dunkles Haar war an den Schläfen grau geworden, seine Augen – die gleichen tiefen, braunen Augen, die Marco geerbt hatte – blickten ernst und müde.

»Vieni qui, figlio mio«, rief Salvatore und winkte ihn heran. »Wir müssen reden.«

Marco folgte seinem Vater zum Haupthaus, einem rustikalen Steingebäude, das sich harmonisch in die Landschaft einfügte. Das Moretti-Anwesen war bescheidener als die imposante Villa der Bellinis, aber nicht weniger stolz. Die Mauern erzählten von Generationen

harter Arbeit, von Menschen, die mit ihren Händen ihr Glück geschmiedet hatten, nicht durch Vererbung oder politische Verbindungen.

Die Küche war das Herz des Hauses, erfüllt vom Duft frischen Kaffees und warmen Brotes. Elena Moretti, Marcos Mutter, stand am Herd und rührte in einem großen Topf mit Polenta. Sie war eine schöne Frau Mitte vierzig, deren sanfte Züge von der Sonne und der Zeit gezeichnet waren, aber deren Augen noch immer das Feuer ihrer Jugend bewahrten. Als sie Marco sah, lächelte sie, aber auch in ihrem Lächeln lag ein Schatten von Sorge.

»Buongiorno, amore mio«, sagte sie und strich ihm liebevoll über die Wange. »Du warst schon wieder vor Sonnenaufgang draußen. Du arbeitest zu viel.«

»Das Land wartet nicht, Mama«, antwortete Marco und küsste sie auf beide Wangen. »Und die neue Presse muss heute installiert werden. Wenn wir diese Saison das beste Olivenöl der Region produzieren wollen, dann müssen wir perfekt vorbereitet sein.«

Salvatore setzte sich an den großen Holztisch und bedeutete Marco, sich ebenfalls zu setzen. »Setz dich, figlio. Es gibt Dinge, die wir besprechen müssen.«

Marco nahm Platz und spürte sofort die Spannung, die in der Luft lag. Seine Eltern wechselten einen Blick – einen jener stummen Blicke, in denen sich Paare verstehen, die ihr Leben miteinander geteilt haben.

»Marco«, begann Salvatore langsam, »gestern Abend war Giuseppe Bellinis Tochter auf dem Markt. Sie ist aus Rom zurückgekehrt.«

Der Name Bellini ließ Marco innerlich zusammenzucken, doch er verzog keine Miene. »Und was geht mich das an, Papa?«

»Du erinnerst dich an sie, nicht wahr? An Lucia?«

Marco erinnerte sich. Vage, wie an einen fernen Traum. Ein Mädchen mit großen, dunklen Augen und langen schwarzen Haaren, das manchmal durch die Straßen von San Vito gelaufen war. Ein Mädchen, das zu einer Welt gehörte, die für ihn verboten war. Er hatte sie ein paar Mal gesehen, bevor er nach Amerika geschickt worden war – immer aus der Ferne, immer getrennt durch die unsichtbaren Mauern, die ihre Familien umgaben.

»Ich erinnere mich«, sagte er neutral.

Elena stellte drei Tassen dampfenden Espresso auf den Tisch und setzte sich zu ihnen. »Sie ist zu einer schönen Frau geworden«, sagte

sie leise. »Maria Santangelo hat erzählt, dass sie Archäologie studiert hat. Eine intelligente Frau.«

»Mama«, warnte Salvatore, aber Elena ignorierte ihn.

»Ich sage nur, was ich gehört habe«, fuhr sie fort. »Und ich denke, es ist Zeit, dass diese alten Wunden endlich heilen. Zu viel Hass, zu viel Schmerz. Wofür? Für ein Stück Land? Für Stolz?«

»Es geht nicht um Stolz!«, rief Salvatore so laut, dass seine Stimme durch die Küche hallte. »Es geht um Gerechtigkeit! Es geht um Antonio!«

Bei der Erwähnung seines Onkels spannte sich jeder Muskel in Marcos Körper an. Antonio Moretti – der Name, der wie ein Schatten über seiner Kindheit gelegen hatte, der Grund für die nächtlichen Tränen seiner Mutter, für das verbitterte Schweigen seines Vaters, für die Feindseligkeit, die zwischen den Familien schwelte wie glühende Kohlen unter der Asche.

»Erzähl mir noch einmal, was passiert ist«, sagte Marco leise. »Erzähl mir die ganze Geschichte.«

Salvatore seufzte tief und strich sich über das Gesicht. »Du warst etwa ein Jahr alt, Marco. An Antonio kannst du dich nicht erinnern. Alles, was du über jene Nacht weißt, hast du von uns erfahren.«

»Ich bin jetzt sechsundzwanzig«, antwortete Marco. »Ich bin alt genug, die ganze Wahrheit zu erfahren.«

Salvatore blickte zu Elena, die fast unmerklich nickte. Dann begann er zu sprechen. Seine Stimme klang rau.

»Antonio war mein jüngerer Bruder. Nur zwei Jahre jünger, aber so voller Leben, so voller Träume. Er war derjenige mit den Ideen, mit der Vision. Ich war immer der Praktische, aber Antonio … Antonio konnte träumen.«

Marco hatte die Geschichte schon hundertmal gehört, aber jedes Mal hörte er den Schmerz in der Stimme seines Vaters ein wenig deutlicher.

»Die Bellinis und wir, wir waren damals Geschäftspartner«, fuhr Salvatore fort. »Kannst du dir das vorstellen? Unsere Familien, vereint. Giuseppe und ich, wir waren Freunde. Nicht nur Geschäftspartner, sondern wirkliche Freunde. Unsere Kinder sollten zusammen aufwachsen, vielleicht sogar …« Er stockte.

»Was, Papa?«

»Es gab Gespräche. Über eine mögliche Verbindung zwischen unseren Familien. Du und Lucia wart beide noch klein. Es waren Träume für eine Zukunft, die wir uns damals ausmalten.«

Elena griff nach Salvatores Hand. »Erzähl ihm von dem Geschäft«, sagte sie sanft.

»Wir hatten gemeinsam in ein großes Stück Land investiert«, erzählte Salvatore weiter. »Fünfzig Hektar bester Olivenhaine, direkt am Hang oberhalb des Dorfes. Das Land der alten Famiglia Rossi, die keine Erben hatte. Es war Antonios Idee gewesen – er hatte eine Vision von der modernsten Olivenölproduktion in ganz Italien. Biologisch, nachhaltig, aber mit den besten traditionellen Methoden kombiniert.«

Marco lehnte sich vor. »Was ist schiefgelaufen?«

»Antonio begann, seltsame Dinge zu bemerken. Unstimmigkeiten in den Büchern, verdächtige Transaktionen. Er hatte den Verdacht, dass jemand das Geschäft zur Geldwäsche nutzte. Jemand mit politischen Verbindungen, jemand Mächtiges.«

»Wer?«

Salvatore zögerte. »Wir waren nie sicher. Aber Antonio verdächtigte Don Massimo Torretti, den Bürgermeister. Der Mann hatte bei vielen schmutzigen Geschäften die Finger im Spiel.«

»Und dann?«

»Antonio wollte zur Polizei gehen. Ich bat ihn, vorsichtig zu sein, erst mehr Beweise zu sammeln. Aber er war ungeduldig, voller Gerechtigkeitssinn. Er sagte, er würde Giuseppe zuerst konfrontieren, herausfinden, was er wusste.«

Salvatores Stimme brach leicht. »Das war das letzte Mal, dass ich ihn lebend gesehen habe.«

Elena griff nach einem Taschentuch und wischte sich über die Augen. Auch nach fünfundzwanzig Jahren war der Schmerz noch immer frisch.

»Sie fanden ihn am nächsten Morgen«, flüsterte Salvatore. »Am Fuß der Klippen, nahe den Bellini-Weinbergen. Giuseppe behauptete, Antonio sei betrunken gewesen, sei gestürzt. Aber mein Bruder war Abstinenzler, Marco. Er trank keinen Tropfen Alkohol.«

»Was sagte die Polizei?«

»Die Polizei?« Salvatore lachte bitter. »Die Polizei steckte in Torrettis Tasche. Sie erklärte seinen Tod zum Unfall. Keine Untersu-

chung, keine Fragen. Und dann …« Seine Stimme wurde zu einem heiseren Flüstern. »Dann kam das Testament.«

»Welches Testament?«

»Plötzlich tauchte ein Testament auf, das keiner von uns je gesehen hatte. Antonio hinterließ angeblich seinen gesamten Anteil an dem Land den Bellinis. Fünfundzwanzig Hektar, die unserer Familie hätten gehören sollen.«

Marco spürte, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten. »Das Testament war gefälscht.«

»Natürlich war es das! Aber beweisen konnten wir es nicht. Giuseppe behauptete, Antonio hätte es ihm kurz vor seinem Tod gegeben, als Zeichen der Freundschaft und Dankbarkeit für ihre Partnerschaft.«

»Und ihr habt das einfach akzeptiert?«

Salvatores Augen blitzten gefährlich. »Akzeptiert? Ich wollte kämpfen! Ich wollte Giuseppe zur Rede stellen, zur Polizei gehen, einen Anwalt einschalten. Aber deine Mutter …« Er blickte zu Elena. »Sie war schwanger mit deiner kleinen Schwester Gianna. Sie hatte Angst. Angst vor Torretti, vor dem, was passieren könnte, wenn wir zu viele Fragen stellten.«

Elena erhob die Stimme. »Ich hatte Angst um uns alle«, sagte sie bestimmt. »Du warst noch so klein, Marco. Und wenn mir etwas passiert wäre, hätte ich auch Gianna verloren.«

»Also habt ihr geschwiegen«, sagte Marco, und in seiner Stimme lag keine Anklage, sondern Verständnis.

»Wir schwiegen«, bestätigte Salvatore. »Als du mit achtzehn in Kalifornien studieren wolltest, war ich erleichtert. Ich hoffte, dass du dort lernen würdest, was du für die Haine brauchst, und eine Weile Abstand von dieser Geschichte gewinnen könntest.«

»Aber ich bin zurückgekommen.«

»Ja«, sagte Salvatore und lächelte traurig. »Du bist zurückgekommen. Und ich bin stolz auf dich, figlio mio. Du bist stärker geworden, klüger. Du hast die Ausbildung, die Antonio sich immer gewünscht hätte. Du kannst seinen Traum verwirklichen.«

Marco stand auf und trat ans Fenster. Von hier aus konnte er die Hügel sehen, wo das umstrittene Land lag – jetzt Bellini-Eigentum, gepflegt und kultiviert, ein Stachel, der seiner Familie seit Jahren zusetzte.

»Was ist mit Torretti passiert?«, fragte er.

»Noch immer Bürgermeister«, antwortete Salvatore bitter. »Noch immer mächtig, noch immer korrupt. Aber mit den Jahren vorsichtiger geworden.«

»Und Giuseppe Bellini?«

»Wurde reich und immer mächtiger. Seine Weine gehören zu den besten der Region. Das Land, das Antonio gehört hätte, bringt ihm jedes Jahr Millionen ein.«

Marco drehte sich um und sah seine Eltern an – zwei Menschen, die ihr Leben lang unter dem Gewicht dieser Ungerechtigkeit gelebt hatten, die ihre Träume begraben und ihre Wut hinuntergeschluckt hatten, um ihre Familie zu schützen.

»Aber was ist mit der Tochter?«, fragte Elena plötzlich. »Mit Lucia? Sie war damals nur ein Kind. Sie trägt keine Schuld für das, was ihr Vater getan hat.«

Salvatore funkelte sie an. »Sie ist eine Bellini. Das Blut ihres Vaters fließt in ihren Adern.«

»Das ist nicht fair, Salvatore«, widersprach Elena. »Du klingst wie diese alten Männer, die Vendetta predigen. Wie können wir ein unschuldiges Mädchen für die Sünden ihres Vaters verantwortlich machen?«

»Ein unschuldiges Mädchen?« Salvatore lachte bitter. »Sie ist fünfundzwanzig Jahre alt, Elena. Sie ist keine Bambina mehr. Und sie wird den Namen Bellini weiterführen, das Vermögen erben, das mit dem Blut meines Bruders erkauft wurde.«

Marco hörte die Diskussion seiner Eltern, aber seine Gedanken schweiften ab. Er dachte an das Mädchen, das er kaum kannte, aber dessen Namen trotzdem eine seltsame Macht über ihn zu haben schien. Lucia Bellini. Wie mochte sie jetzt aussehen? Wie dachte sie über die alte Fehde? Wusste sie die Wahrheit über das, was passiert war?

»Marco«, sagte Salvatore plötzlich, »du bist sehr still. Was denkst du?«

Marco drehte sich vom Fenster weg und sah seine Eltern an. »Ich denke, dass fünfundzwanzig Jahre zu lange sind, um im Schatten der Vergangenheit zu leben«, sagte er langsam. »Ich denke, es ist Zeit, die Wahrheit ans Licht zu bringen.«

»Und wie willst du das machen?«, fragte Elena.

»Ich weiß es noch nicht«, gab Marco zu. »Aber Antonio verdient Gerechtigkeit. Unsere Familie verdient Gerechtigkeit. Und wenn die

Bellinis an seinem Tod unschuldig sind, dann verdienen auch sie es, die Wahrheit zu erfahren.«

Salvatore runzelte die Stirn. »Sei vorsichtig, Marco. Diese Menschen sind nicht unsere Freunde. Giuseppe Bellini hat meinen Bruder verraten. Er würde auch dich verraten, wenn es ihm nützen würde.«

»Vielleicht«, sagte Marco. »Aber vielleicht ist es auch Zeit, herauszufinden, wer wirklich der Feind ist.«

Er küsste seine Mutter auf die Wange und drückte seinem Vater die Hand. »Ich muss zurück zu den Olivenbäumen. Die neue Presse wird heute geliefert.«

Als er das Haus verließ und zurück zu den Hügeln wanderte, dachte Marco über das Gespräch nach. Sein ganzes Leben lang hatte er mit dem Gewicht dieser Geschichte gelebt, hatte den Schmerz seiner Familie gespürt, ohne die volle Wahrheit zu kennen. Jetzt, da er erwachsen war, fühlte er sich verpflichtet, Antworten zu finden.

Aber da war noch etwas anderes, etwas, das er seinen Eltern nicht gestehen konnte. Seit seiner Rückkehr nach San Vito hatte er oft an Lucia Bellini gedacht. Nicht als Feindin, nicht als Symbol der Familie, die seine Familie verraten hatte, sondern als Frau. Er hatte Geschichten über sie gehört – über ihre Intelligenz, ihre Schönheit, ihre Träume von einer Karriere als Archäologin. Trotz allem, was zwischen ihren Familien stand, war er neugierig auf sie.

Vielleicht war es die Zeit in Amerika gewesen, die ihn gelehrt hatte, dass Menschen mehr waren als ihre Familiennamen. Vielleicht war es einfach die natürliche Neugier eines Mannes auf eine schöne Frau. Oder vielleicht spürte er instinktiv, dass in Lucia Bellini der Schlüssel zur Wahrheit lag.

Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, und es wurde immer heißer. Marco arbeitete den ganzen Vormittag in den Olivenhainen, seine Gedanken jedoch wanderten immer wieder zu der Frau, die er nur aus der Ferne kannte.

Als er am späten Nachmittag eine Pause einlegte und im Schatten eines alten Olivenbaums saß, traf er eine Entscheidung. Er würde einen Weg finden, Lucia Bellini zu begegnen. Nicht als Feind, nicht als Vertreter seiner Familie, sondern als Mann, der Antworten suchte.

Das Schicksal, dachte er, während er über die Hügel blickte, die zu den Bellini-Ländereien führten, hatte manchmal einen seltsamen

Sinn für Ironie. Vielleicht war es kein Zufall, dass Lucia gerade jetzt nach Hause zurückgekehrt war, gerade jetzt, wo auch er bereit war, der Vergangenheit ins Gesicht zu blicken.

Die Schatten der Olivenbäume wurden länger, und irgendwo in der Ferne läuteten die Glocken von San Vito das Ende des Arbeitstages ein. Marco erhob sich, klopfte den Staub von seiner Kleidung und machte sich auf den Weg nach Hause.

Morgen würde er einen Plan machen. Morgen würde er den ersten Schritt auf einem Weg gehen, der sein Leben für immer verändern würde. Er wusste nur noch nicht, dass das Schicksal bereits seine eigenen Pläne schmiedete und dass die Frau, an die er dachte, in genau diesem Moment ebenfalls an ihn dachte.

In der Ferne, jenseits der Hügel und Olivenhaine, jenseits der unsichtbaren Grenzen zwischen den Familien, saß Lucia Bellini an ihrem Fenster und blickte in die Nacht hinaus, ohne zu wissen, dass sie zu den Hügeln hinüberschaute, auf denen der Mann wohnte, dessen Namen sie nicht einmal laut auszusprechen wagte.

Das alte italienische Sprichwort besagte, dass das Herz seine eigenen Wege geht, unabhängig von dem, was der Verstand befiehlt. In dieser Nacht, unter dem gleichen Sternenhimmel, begannen zwei Herzen, im gleichen Rhythmus zu schlagen, ohne dass ihre Besitzer es ahnten.

Die Geschichte von Antonio Moretti war noch nicht zu Ende erzählt. Und vielleicht, dachte Marco, während er in sein Zimmer trat und das Fenster öffnete, das nach Süden zeigte, würde diese Geschichte ein Ende finden, das niemand erwartet hatte.

In der Ferne heulte wieder dieser einsame Hund, und sein Klang schien die Sehnsucht selbst zu verkörpern – die Sehnsucht nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit, nach etwas, das weder Marco noch Lucia noch benennen konnten, das aber bereits begonnen hatte, ihre Herzen zu erfüllen.

Kapitel 3

Erste Begegnung

Der Duft von geröstetem Knoblauch und frischen Kräutern lag wie ein Schleier über dem Dorfplatz von San Vito. Es war der Tag des Heiligen Vitalis, des Schutzpatrons des Dorfes, und die jährliche Festa war in vollem Gange. Bunte Fahnen flatterten zwischen den jahrhundertealten Steingebäuden, und überall drängten sich Menschen in ihrer besten Kleidung, lachten, aßen und feierten das Leben, wie es nur Italiener konnten.

Lucia stand am Rand der Piazza und beobachtete das Treiben mit gemischten Gefühlen. Sie trug ein fließendes Kleid in einem warmen Terrakottaton, das ihre gebräunte Haut zum Leuchten brachte und ihre dunklen Augen noch geheimnisvoller wirken ließ. Ihre schwarzen Haare hatte sie zu einem eleganten Knoten hochgesteckt, von dem einzelne Locken sanft um ihr Gesicht fielen. Sie sah aus wie eine Göttin aus einem Renaissance-Gemälde, elegant und unnahbar, aber ihre Augen verrieten die Unruhe, die in ihrem Herzen tobte.

Drei Tage waren vergangen, seit ihr Vater ihr von Alessandro Conti erzählt hatte. Drei Tage, in denen sie kaum geschlafen hatte, in denen sie zwischen Rebellion und Resignation hin- und hergerissen gewesen war. Alessandro würde morgen ankommen, und Giuseppe hatte bereits ein großes Abendessen für die ganze Familie und einige wichtige Dorfbewohner geplant. Es sollte eine Art informelle Verlobungsfeier werden, auch wenn die eigentliche Verlobung noch nicht stattgefunden hatte.

»Lucia, mia cara!«

Eine vertraute Stimme ließ sie aus ihren Gedanken aufschrecken. Signora Benedetta, die Frau des örtlichen Apothekers, kam auf sie zu, die Arme weit ausgebreitet. Sie war eine rundliche Frau in den Sechzigern, mit freundlichen Augen und einer Stimme, die so laut war, dass das halbe Dorf sie hören konnte.

»Signora Benedetta«, sagte Lucia lächelnd und ließ sich umarmen. »Wie schön, Sie zu sehen.«

»Madonna mia, wie erwachsen du geworden bist! Und wie schön!« Benedetta hielt sie auf Armeslänge und musterte sie von Kopf bis Fuß. »Rom hat dir wirklich gutgetan. Du siehst aus wie eine echte Signora.«